

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1873) Unterhaltungsblatt**

102 (20.12.1873)

# Unterhaltungs Blatt

## des Schwarzwälder Boten.

N<sup>o</sup> 102.

Oberndorf, Samstag den 20. Dezember

1873.

### Freunde in der Noth.

(Fortsetzung.)

Martins Tod und seine Enthüllung hatten einen furchtbaren Eindruck auf mich gemacht; ich hatte keine Ruhe mehr und schloß mich von der ganzen Welt ab. Es war, als fielen plötzlich eine dicke Vinde von meinen Augen, als habe ich bislang geträumt und sei nun zu einer noch schrecklicheren Wirklichkeit erwacht.

Tag und Nacht dachte ich an das Perlenkreuz des Findlings und konnte durch offene Gewalt doch nichts erreichen. Mir fiel jetzt erst ein, daß der Schreiber in Deinem Zimmer früher dem Procuristen gehört, er also gar leicht noch einen zweiten Schlüssel dazu besitzen konnte. Warum fiel mir dieser Umstand so spät erst ein?

Angst und Noth machen den Menschen listig und erfinderisch, — ich wollte den Schurken mit seiner eigenen Waffe, die er gegen Dich angewandt, schlagen. — Lund mußte in Geschäften verreisen. Diese Abwesenheit benutzte ich, einen Diebstahl fingierend, polizeiliche Hausfuchung vornehmen zu lassen, von welcher der Procuristen Wohnung natürlich nicht ausgeschlossen werden konnte. Er war der Letzte; — die gestohlene Summe wurde allerdings nicht gefunden; aber das Perlenkreuz des Findlings und ein Kästchen mit Dokumenten, welche mich veranlaßten, in der Stille der Nacht meine Hauptbücher zu revidiren.

Es war eine furchtbare Nacht, wo das stolze Gebäude meiner Existenz in Trümmern vor meinen Augen niederfiel. Grau zog der Morgen herauf, kalt und düster wie mein Inneres, ich war ruhig und gefaßt. Lund kehrte von der Reise zurück, ich ließ ihn rufen, bevor er noch sein Zimmer betreten hatte.

Ich habe während Ihrer Abwesenheit eine Haus- und Bücherrevision vorgenommen,“ begann ich kalt, „und dabei entdeckt, daß ich einen Räuber und Fälscher bislang im Hause gehabt. Dieser Räuber und Fälscher sind Sie, konnten Sie meinen Tod nicht abwarten, wo Sie doch, wie Sie wissen, Alles erhielten?“ Lund hatte diese überraschende Anrede mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit vernommen, er brückte seine Brille fester und fixirte mich mit einem unerschämten Lächeln, um mich aus der Fassung zu bringen. Es gelang ihm nicht, hochaufgerichtet stand ich vor ihm und zeigte ihm das Perlenkreuz, das einzige von dem Raube, welches ich zu mir genommen hatte.

„Das ist Alles?“ lachte er höhlich, „wie viel Lärm um eine solche Kleinigkeit, mein bester Herr! Nur in Ihrem Interesse nahm ich das Kleinod zu mir, um Ihnen die Brut vom Halse zu halten, die Ihr sanfterer Knecht sich aufgeladen.“

„Gemeiner Dieb!“ rief ich verächtlich, „was hält mich ab, Sie dem Gerichte zu überliefern?“

„Das blutige Messer in dem rothen Schrein!“ lachte er spöttisch.

„Kann das Zeugniß eines solchen Menschen, wie Sie sind, Geltung haben?“ fuhr ich heifer werdend fort. „Sie haben mich zum Bettler gemacht, Räuber! diese Bücher brechen Ihnen den Hals.“

„Nicht so blzig, mein Verehrtester!“ versetzte er in der vorigen Weise; „auch Sie haben mich betrogen, das Testament war eitel Spiegelfechtere, sollte ich Ihnen umsonst meine Jugend und mein Gewissen geopfert haben?“

„Stimmlicher!“ leuchtete ich, „auch den alten Martin haben Sie auf dem Gewissen.“

Lund lachte laut auf. „Der Herr Prinzipal sind zu gütig, schreiben mir einen zu großen Antheil an Ihren kleinen Sünden zu. Was konnte ich überhaupt für Ihr Unglück? Am Ende konnten

Sie aus lauter Gewissensqual und Hochmuth mich mit einem würdigen Legate abfinden und das Vermögen, welches ich mit erworben, und vermehrt, der Kirche vermachen, um auf solche Weise mit der Ewigkeit abzurechnen; dem mußte ich zuvorkommen.“

„Schurke!“ knirschte ich außer mir, „warum zeigst Du mir erst jetzt, nachdem Du einen Friedhof um mich errichtet hast, Dein wahres Gesicht?“

„Ja, weil ich Flug und der Herr Prinzipal zum Erbarmen leichtgläubig sind. Darum eben hatte ich so leichtes Spiel. Als die selige Frau Gemahlin noch lebte, wurde es mir schwerer; sie war Flug, die edle Dame. Es war mein Glück, daß sie bald von hinnen schied. Nach dem Tode der Frau Gemahlin wuchs Fräulein Freya prächtig empor; es wäre am Besten gewesen, wenn sie meine Gattin geworden; da sie das aber nicht wollte —“

„Als ob ich es gebuldet hätte!“ unterbrach ich ihn bestig.

„Nun die spätere Verbindung war allerdings glänzender und ehrenvoller,“ fuhr er lachend fort, „sie war mein Wert, Herr Jensen! Warum hüteten Sie nicht besser das einzige Töchterlein, Sie allein also tragen die Schuld, denn ich benutzte nur die Umstände, meinem Ziele näher zu kommen. Und was diesen Knecht anbetraf, so mußte ich in der That diese Menschenkenntnisse bewundern, welche in dem ehrlichen Burschen wirklich einen Dieb wittern konnte. Die Falle war sehr plump, Herr Prinzipal! Sie gingen doch hinein. Und nun wählen Sie, soll ich mit meinem Raube frei ausgehen, ich verspreche Ihnen in diesem Falle, das Land zu verlassen, oder wollen Sie mit mir ins Gefängniß wandern?“

„Ja mein Sohn! ich war verloren so wie so, die Frechheit dieses Menschen schmettete mich zu Boden. Ich ließ ihn laufen und blieb zurück, allein mit meinem Gewissen, allein mit meinem Unglück, das Gespenst der Armut, der Schande ringsum, wohin ich sah.“

„Da wurde ich endlich demüthig und still, und in dieser Grabesruhe erkannte ich den Feind in der eigenen Brust, die hochmüthige Selbstsucht, welche keine andere Liebe kennt als für das eigene Ich. Und die Eiskrinne, welche sich nach und nach um mein Herz gelegt, löste sich, ich fand wieder Thränen wie in meiner Jugend.“

„Das Perlenkreuz wurde mein Ketter, ich sehnte mich nach Liebe, nach einer wirksamen Sühne, und wenn ich dieses Bekenntniß meiner Schuld und Reue vollendet, dann schreibe ich an Deine Mutter, um, wenn Du vergeben kannst, mit Dir auch die Entelin, das Kind meiner Freya zu erhalten.“

„Du wirst dem unglücklichen Onkel vergeben, wirst zu ihm kommen, um sein Stab zu seyn in der Nacht, die über ihn herein gebrochen, denn bin ich gewiß!“

Christian war zu Ende mit der Skizze, tief bewegt legte er die Papiere in seinen Schreibtisch.

## XVII.

## Am Vaterherzen.

Am nächsten Morgen klopfte es schon ungewöhnlich früh an seiner Thür. Christian hatte wenig geschlafen und war ein wenig unwillig über die Störung, wie erstaunte er jedoch, als er den Onkel in Kesselleibern vor sein Bett treten sah, ihm freundlich guten Morgen wünschend.

„Verzeih, daß ich so früh Dich störe, mein Sohn!“ fuhr er fort, „ich vergaß, Dich gestern Abend um die Adresse meiner Tochter zu bitten.“

„Sie ist in Drontheim beim Doktor Martensen.“

„Gut, ich danke Dir, grüße Deine Mutter, gieb Ingeborg einen Kuß von mir, und nun lebe wohl!“

Er drückte ihm die Hand und war fort, im nächsten Augenblick hörte Christian einen Wagen fortrollen.

Jensen kam zu dem alten Doktor in Dronthelm, der ihn mit einem forschenden Blick empfing. „Sie haben eine arme Wahnsinnige in Ihrem Hause?“ fragte der Kaufmann erregt.

„Ja, mein Herr!“

„Ich bin der Vater dieser Unglücklichen,“ fuhr Jensen mit stotternder Stimme fort, „könnte ich meine Tochter sehen?“

„Nun, freilich dürfen Sie die Tochter sehen, Herr Monk,“ erwiderte der Arzt; „vielleicht kann ein solches Wiedersehen, nach dem sie sich unaufhörlich sehnt, sie erlösen aus ihrer Nacht, vorausgesetzt, daß Sie gekommen sind mit einem Herzen voll Vergebung und Liebe.“

„Wäre ich denn sonst hier?“ fragte Jensen traurig; „o, mein Herz sehnt sich nach Vergebung und Liebe, wie Verwundete im Wüstenbrand nach einem frischen Trunk.“

„Dann warten Sie hier, ich hole ihre Tochter.“ Er verließ das Zimmer, den Vater in Hoffen und Bangen zurücklassend.

Nach einer Weile wurde die Thüre langsam geöffnet, eine bleiche Frau trat ein, theilnahmslos vor sich hinstehend. Das Herz des Vaters krampfte sich vor Jammer und Entsetzen zusammen, kaum konnte er in dieser zerfallenen Gestalt seine schöne Freya wiedererkennen. Der Doktor stand in der Thüre, ihm mahnend zuwinkend. „Freya!“ rief Jensen, sich gewaltig fassend, „mein liebes, theures Kind! Dein Vater ist gekommen, er bringt Dir Verzeihung, Freude und Glück und will Dich in die Heimath bringen.“

Bei dem ersten Klang seiner Stimme suchte sie sich zusammen, unruhig flog ihr Auge umher, als suche sie den Vater, der doch vor ihr stand und ihre Hände in den seinen hielt.

„Freya, Freya, kennst Du den Vater nicht mehr?“ fuhr Jensen mit herzzerreißender Stimme fort.

Da überflog ein Rächeln ihr bleiches, lobtenähnliches Antlitz, sie drückte ihren Kopf an seine Brust und flüsterte: „Ich bin todt, der Vater will nicht, daß ich rede.“

„Nein, leben sollst Du, meine Freya!“ schluchzte Jensen, den alle seine Kraft jetzt verließ; „ich bins ja, — Dein Vater, der Dich von den Todten wieder erweckt.“

Sie blickte scheu zu ihm empor, ein Lichtstrahl schien das umnachtete Gehirn zu durchzucken; denn plötzlich stieß sie einen lauten Schrei aus und lag leblos in seinen Armen.

Der Doktor trat rasch hinzu und brachte sie mit Hilfe seiner Frau zu Bett. Er war sehr ernst, sehr bedenklich und fürchtete das Schlimmste.

Jensen war in Verzweiflung; er wich nicht von dem Bett der Tochter und wachte bei ihr die ganze Nacht.

Doktor Martensen gab ihm auf seine Bitte ein Zimmer im Hause, um stets in ihrer Nähe zu seyn. Eine Gehirnentzündung, verbunden mit einem gefährlichen Nervenfieber wüthete in dem schwachen Körper der Armen und drohte ihrem Leben ein Ende zu machen. Der unglückliche Vater war unermüdet in der Aufopferung, welcher er sich trotz des Arztes mahnender Bitte Tag und Nacht unterzog. Als acht Tage verflossen waren, schrieb er an Christian und theilte ihm Alles mit, fügte auch noch schlechlich hinzu, daß er bis zu ihrer Genesung bei ihr ausharren wolle. Und Tage, Wochen und Monate entflohen, — als endlich die Kranke von ihrem Schmerzenslager sich erhob, ein bleicher Schatten.

Aber das kranke Gehirn war genesen, sie erkannte den Vater und horchte mit selbigem Rächeln seinen sanften Worten versöhnender Liebe. Nur zuweilen noch verwirrten sich die Ideen, konnte sie den Faden der Wirklichkeit nicht festhalten, aber es waren doch nur noch Momente, die der erfahrene Arzt gänzlich zu heilen versprach.

Als Jensen endlich einmal leise an das Daseyn ihres Kindes erinnerte, blickte sie ihn ängstlich forschend an und eine jähe Röthe überflog ihr Antlitz. — Sie legte hastig die schmale durchsichtige Hand auf seinen Arm und bat ihn, bis morgen zu warten, sie müsse sich bestimmen. Ach, die Arme! bei dieser Erinnerung verwirrte sich noch häufiger ihr Ideenkreis, bis der Vater an Christian schrieb und dieser (es war schon Spätherbst geworden) mit Ingeborg kam.

Freya erblickte das Spiegelbild ihrer Kindheit und sank in die Knie, um mit zitternden Armen das süße Kind, ihr Kind zu umfassen, und Ingeborg streichelte ihr die bleiche Wange und küßte der armen kranken Mama die Thränen von den schönen Augen.

In des Onkels Hause zu Bergen war es nach Christian's Rückkehr recht still geworden, da die Mutter nun auch in Dronthelm war, wo Jensen eine Wohnung gemiethet hatte, um Tochter und Enkelin immer bei sich zu haben; denn Freya war nicht zur Rückkehr ins Vaterhaus zu bewegen. An Christian's Mutter schloß sie sich mit inniger Liebe an, war sie es doch, die ihr armes Kind wie ihr eigenes gepflegt und großgezogen, während sie den Sohn der Wittwe, den häßlichen Vetter mit den reblichtreuen Augen, von welchem ihr der Vater nach und nach Alles mittheilte, wie einen Heiligen verehrte. Wenn Christian nach Dronthelm kam, strahlte ihr Antlitz von einer stillen Nahrung, der sie keine Worte zu leihen vermochte.

Als Olaf Joarsen endlich einen Stellvertreter in Kopenhagen gefunden hatte, besuchte er den Freund in Bergen und erfuhr hier von Christian, der kein Geheimniß vor dem Freunde mehr hatte, den Schluß der Tragödie. Er wäre gern einmal nach Dronthelm gereist, um die kleine Ingeborg noch einmal vor seiner Abreise zu sehen; denn hinaus zog den Ruhelosen wieder in die weite, weite Welt, um den ehrlichen Lunt, wie er lachend erklärte, aufzusuchen und von Sr. Herrlichkeit zu lernen, wie man unbequeme Fesseln lösen könne, ohne mit dem Gezeze in Conflict zu geraten.

„Du hast ein Geheimniß vor mir, Olaf!“ sprach Christian betrübt; „verdiene ich Dein Vertrauen nicht mehr?“

„Du bist ein durch und durch reblicher Mensch,“ versetzte Olaf, düster vor sich hinstehend, „ohne Leidenschaften, ein kristallarer Charakter. Deine Freundschaft ist der reine Born, aus dem ich schöpfen darf, um mich wieder zur Höhe zu schwingen. Kannst Du von mir verlangen, daß ich selber mathematisch diesen Born mit trübe? — O, mein Bruder!“ setzte er schmerzlich bewegt hinzu, „vertraue mir fernerhin, ich war wohl leichtsinnig in meinem Leben, weil das Geld mir floß, aber niemals schlecht. Darum erlaß mir noch für dieses Mal ein Bekenntniß, bei dem ich vor Deinem reinen Blick erröthen müßte; glaube mir, selbst in Deiner größten Armuth und Erniedrigung warst Du immer noch reicher als ich!“

Er drückte ihn heftig an seine Brust, küßte ihn und eilte mit einem kurzen Lebewohl davon.

## XVIII.

### Das Herz erwacht.

Freya befand sich seit zwei Jahren als Frau Monk, eine Verwandte der seligen Frau, in ihres Vaters Hause, und kein Mensch ahnte in dieser ersten, noch immer schönen Frau die einstige Freya. Christian war mittlerweile auch zehn Jahre älter geworden und stand an der Grenze des vierten Decenniums. Er schien in dessen durchaus nicht gealtert zu seyn, nur etwas stärker war er geworden, was seine Erscheinung stattlicher machte. Er hatte, wie er selber öfter gethan, wieder einen Spaziergang in die Berge unternommen und sah an seinem Dieblingsplaze. Er dachte an Olaf Joarsen, von welchem er seit vier Jahren keine Nachricht erhalten, wo mochte dieser nun wellen? Mit seltsamer Gewalt drängte sich das Bild seines Freundes in den Vordergrund seiner Gedanken und erweckte eine wehmüthige Sehnsucht in ihm.

Als er heimkehrte, erschrad er fast, als Ingeborg ihm mit strahlenden Augen einen Brief von Olaf einhändigte. „Endlich, endlich,“ jubelte sie dabei, in die Hände klopfend, „o, ich erkannte gleich die Handschrift, nun laß mich auch hören, was Dein Bruder schreibt.“

Olaf schrieb seltsam flüchtig, entschuldigend sein langes Schweigen mit der Zerfallenheit seines inneren Wesens und versprach dem Freunde, bald heimzukehren, um, wie ein todtmüder Vogel, dem die Schwingen gelähmt, an Christian's friedlichem Herde auszuruhen. „Ich nehme an,“ so schrieb er weiter, „daß Du verheirathet bist, vielleicht schon seit zwei Jahren, ich träumte es damals nämlich und mit wem? — mit der guten Freya, die an Deinem treuen Herzen zu neuer Lebenslust erwachte und den schrecklichen Traum der ersten Jugend auf ewig in den Leihstrom versenkte. Der Traum gefiel mir außerordentlich, weshalb ich mit Vorliebe daran festhalte. Wenn Du antwortest, so adressire den Brief nach New-York, wo ich bis dahin eintreffen werde, ich steige bei Eurem Geschäftsfreund, Mr. Hartlepool, ab, hoffentlich habe ich bis dahin ein Bild erlegt, dessen Fahrt ich schon seit einiger Zeit verfolge. Gräß die Deinen Alle, besonders die liebliche Fee Ingeborg, weiche Deinen Briefen nach jetzt wunderbar seyn muß und laß Dich umarmen von

Deinem Olaf Joarsen.“

Christian las der Neugierigen nicht Alles vor, was in dem Briefe stand, sondern ging auf sein Zimmer und studirte ihn hier noch einmal durch.

Der wunderliche Traum des Freundes machte ihn ernst und nachdenkend, warum wollte Olaf daran mit Vorliebe festhalten.

Wieder war ein volles Vierteljahr verstrichen, da lief ein zweiter Brief von Olaf ein, in welchem er Christian mittheilte, daß er nach langen Irrfahrten zurückgekehrt sei, in die alte Heimath und den Freund bringend bitte, ihn in Christiana zu besuchen, wo er ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe.

Christian war sogleich bereit, den Wunsch des Freundes zu erfüllen und schon der nächste Morgen sah ihn auf dem Weg nach Christiana.

Endlich, endlich sahen sich die Freunde wieder.

Einen Augenblick betrachtete Olaf den Freund stumm und sprach dann, ihn stürmisch an seine Brust ziehend: „Fast gar nicht verändert, immer noch derselbe Christian Waldmann, wie vor sieben Jahren, Mensch! wirst Du gar nicht alt?“

„Alt, nein, mein Bruder!“ lächelte Christian, „Du bist es auch noch nicht, nur männlicher sind wir geworden. Wah! hastig, Olaf!“ setzte er lebhaft hinzu, „ich finde Dich hübscher und jünger, als vor zehn Jahren, damals, verzette meine Offenheit, sahst Du wußt und unsiet, sogar unglücklich aus, es that mir so weh.“

„Ich war es auch,“ versetzte Olaf ernst, „jetzt bin ich es nicht mehr, das Leben liegt wieder hell und klar vor mir, — ich selber aber bin gekütert, bin nicht mehr der übermüthige Lebensmensch, sondern ein enstter, gerister Mann geworden, der sich jener Streiche schämt und nach wahren Glück, nach wahrer Liebe sich sehnt. Aber nun laß Dir mittheilen, was ich nicht gern dem Papiere anvertrauen möchte ich habe richtig den Meuse Land getroffen.“

„Den schmutzigen Procuristen?“ rief Christian überrascht.

„Ja, irrthümlich der schwarze Vorhang Deines Onkels noch?“

„Leider; der arme Onkel kann sich nicht von diesem unheimlichen Gewissen trennen, doch betritt er den Büherraum nur selten noch.“

„Am Jahrestage vielleicht noch,“ lachte Olaf etwas spöttisch, „nun, ihm so wie diese Geißel nicht schaden, wie Du überhaupt dem Procuristen ein wenig dankbar sein kannst, — das giftige Reptil schafft Nutzen in der großen Werkstatt der Natur, warum nicht

solche Menschen? Hat der Herr Prinzipal den Werd wirklich auf sein Gewissen genommen?“ setzte er langsam hinzu.

„Du weißt es ja, Olaf! Woju die Frage? Meinen Tröstungen ist es gelungen, ihn zu beruhigen.“

„Er ist ganz beruhigt, sagst Du?“

„Nein, das nicht; er hat noch recht trübe Stunden, wo nur Ingeborg ihn zu erheitern vermag.“

Olaf erhob sich, um eine kleine Reisetasche aufzuschließen. Er nahm ein Papier heraus, entfaltete es, warf einen flüchtigen Blick hinein und reichte es dem Freunde, der es hastig überflog und dann mit einem freudigen Ausruf emporsprang. Das Papier enthielt ein seltsames Bekenntniß des vormaligen Procuristen Lund, des Inhalts, daß er sich selber des Mordes an dem Franzosen Renard für schuldig erklärte, indem er dem Prinzipal ein anderes Messer in die Hand gedrückt habe, nur, um diesen völlig in seine Gewalt zu bekommen.

Es war seine Handschrift, Christian kannte sie zu genau, mit Unterschrift und Siegel versehen. „Olaf, Olaf!“ sagte er in stürmischer Freude, „woher hast Du dieses? Wie konntest Du diese Schrift erhalten.“

Olaf zuckte die Achseln. „Er kam mir in mein Gehege, zu meinem Glück allerdings, ich schlug zwei Fliegen mit einer Klappe, bin dem Schurken also auch im Grunde Dank schuldig. Wie und wann sollst Du später einmal erfahren; sende jetzt nur dieses Papier, welches ich selber überbringen wollte, an Deinen Onkel, damit er den fatalen Vorhang, diese absurde Komödie, fortschaffen kann.“

„Nein, nein, das bringen wir im selber,“ rief Christian eifrig; „es könnte verloren gehen und wäre zum zweiten Male nicht zu erhalten.“

„Hast recht, Sohn! ich begleite dich.“ (Fortsetzung folgt.)

#### Goldschener.

\* \* \* Bärnt Freunde nicht, wenn Spötter euch verlassen,

Erwidert lächelnd ihren Spott und wist:

Der Spötter Witz kann Nichts verächtlich machen

Was wirklich nicht verächtlich ist.

\* \* \* Alle Tugend aus Vorsatz taugt nicht viel; Gefühl oder Gewohnheit ist das Ding.

Lichtenberg.

\* \* \* O, nur immer demüthiger! In der Tiefe ist Ruhe, wie im Meeresgrund, — wie im Grabe, — wie im Herzen Gottes.

#### Die Ruinen.

„Ach, wie ungemein poetisch

Die Ruinen auf den Hbb'n!“

Fräulein, Sie sind sehr ästhetisch;

Ja, Ruinen, sie sind schön.

Und das Fräulein — brod geschmeichelt —

Fährt in der Extase fort,

Während sie den Bulldog streichelt:

„Wie poetisch ist es dort!“

Grüner Wald, das ew'ge Leben,

Immer sprossend, immer jung,

Und der greise Stein daneben:

Eräummende Erinnerung!

Epheu schlingt sich um die Blöcke,

Will sie grün erhalten noch;

O du Bild zerfall'ner Größe,

Wie poetisch bist du doch!“

Fräulein, Sie sind sehr ästhetisch;

Sie empfinden schön und wahr,

Und Sie sagen's so pathetisch,

Daß es selber mir wird klar.

Ja, ich sehe: auf den Hbb'n

Sind nur noch Ruinen da!

Wo die alten Zwinger stehen

Kaufst der Wald Hallelujah!

In die Burgen der Tyrannen

Drang der Geist zerstörend ein,

Trieb die Räuberbrut von dannen,

Warf hinunter Stein auf Stein.

Heil'ger Geist, Du ein'ge Dreiheit,

Gott im Menschen, habe Dank!

Auf den Bergen schon ist Freiheit,

Herrscht im Thal auch noch der Zwang!

Helfer schreien dort die Raben

Um den Schutt der Tyrannei:

Ihre Knochen sind begraben,

Und der Geist, der Geist ist frei!

Ja, mein Fräulein, gottvertrauend

Schau' ich auf die stolzen Hbb'n!

Hochpoetisch, herzerbauend

Sind Ruinen, wunderschön!

Wunderschön die düst'ren Mienen

Durch das grüne Laubaewind!

Doch das Schönste an Ruinen

Ist, daß sie Ruinen sind!

Abolf Glasbrenner.

#### Die Brieftaubenpost.

Es war wenige Tage später, nachdem die deutschen dunkel-blauen Heerskolen das übermüthige Seinebabel umstellt hatten, als man drinnen in den volkbelebten Gassen ängstlicher als sonst an Mittel dachte, mit dem andern Stücke Frankreichs, was draußen, außerhalb der Ernirungslinie lag, zu verkehren. Die in der Seine liegenden Telegraphenbrähte waren von den feindlichen Pionieren leichterweise aufgespürt worden, andere in den Uferböschungen liegende wurden verrathen; durch den Fluß zu schwimmen, wollte bald nicht mehr gelingen und die Wachsamkeit der doppelten Posten machte ein glückliches Durchschleichen noch fraglicher. Optische Signale waren nach der Wegnahme der Hbb'n nicht mehr möglich; Flaschen, die den Fluß hinabschwammen, erwiesen sich als verrätherisch, wurden auch gar bald zu absichtlichen Täuschungen benutzt; die nächtlichen Wachtfeuer bereiteten auch nächtliche Feuer signale.

Aber Noth macht erfinderisch.

Da in den letzten Tagen, wo sich der eiserne Gürtel schloß, hatte der Generaldirektor der kaiserlich französischen Post, der in Belgien früher den Taubenwettflügen seine Aufmerksamkeit geschenkt hatte, daran gedacht, die Taubenpost, die schon so lange den Oberflanern und den Leuten des Sports gedient hatte, in den Dienst des Mars zu stellen. Es war zu spät. Generaldirektor Rampont von der Post rettete nicht einen Korb Tauben in die Stadt, und einige Liebhaber von Troyes, Pithiviers und aus dem flachen Lande der Loire erklärten erst später ihre Lieblinge in den Dienst der bedrohten, von aller Kommunikation abgeschnitten scheinenden Stadt stellen zu wollen. Rampont begann am 23. September 1870 damit, der Physik allein den Vortanz zu lassen: Er ließ einen Luftballon mit 123 Kilogrammen Depeschen auf gut Glück steigen; in diesem Ballon waren keine Tauben. Aber am 25. September — und dann

wieder am 29. September ging je ein Ballon ab, indem jedesmal drei Tauben in leicht zu öffnenden Körben schwebten. Dem Korbe war die Bitte angefügt, die Tauben aus der Provinz mit allerlei Nachrichten versehen und zurückfliegen zu lassen. Diese Pariser Tauben, theils der kurzschnebeligen Race angehörig, die man in Püttlich und dessen Umgegend „abstammig“ nennt, theils auch der in Paris vielgepflegten größeren Sorte Carrier angehörig, waren dem Generaldirektor der Post von Pariser Taubenliebhabern angeboten worden. Man hätte freilich ohne den Luftballon nur die eine Richtung des Verkehrs, nemlich die von außen nach Paris, gepflegt werden können, falls die Tauben schon vor der Cernierung in die Provinz gebracht worden wären; da aber nun auch der Luftballon fördernd einriss, so konnte man die Tauben, wenn auch nach unbestimmten Zielen, so doch überhaupt aus der Stadt hinausbringen; und daß sie von draußen sich wieder nach Paris zurückfinden könnten, das bewies des Baldigsten eine der weggeschickten Tauben, die nach wenigen Stunden meldete, daß sie glücklich von Nantes zurückkäme. Ihre Schwestern würden ihr folgen, wenn man meldenswerthe Nachrichten gesammelt und in kleiner Schrift an den Schwanzfedern befestigt habe.

Der Weg war zwar mit Erfolg betreten, aber zu umfänglichen Berichten fehlte der Raum, und in der Provinz konnte man nicht die Anwendung des mikroskopischen Photographieapparats, mittelst dessen man hunderte von Worte auf kleinstem Raum zusammenbringen konnte. Auch hatte man in der Provinz wo der Ballon niedergefallen war, nicht allerorts die Behandlung der Tauben gekannt, sie überfütterte, ja mehrere lehrten ganz ohne Depeschen nach Paris heim. Es lag nahe, daß sie ihre DuobezBrieffschaften im hastigen Fluge verloren hatten, wenn diese nicht fest um das Bein geschlungen, oder nicht fest in einen Keil gerollt und mit diesem an dem Schwanz der Taube befestigt gewesen wären. Rampont forderte also mehrere Taubenliebhaber auf, mit dem nächsten Ballon, welcher Luftschiffer über die deutschen Linien hinaus beförderte, sich auch dem leichten Fahrzeuge anvertrauen zu wollen, damit die belagerten Brieftauben die rechte Pflege und Behandlung erfahren. So fuhren bei Südostwind mehrere Ballons mit Luftschiffern und Taubenzüchtern ab; die Aeronauten waren mit Nachrichten für General Faibherbe versehen, den sie zwar nicht direkt erreichten. Aber sie fielen wenigstens auf sicheren Boden, und da in den höheren Lustregionen ein reiner Südwind geweht hatte, so gelangten sie unbeschadet nach Cambrai und nach Tournay in Flandern, sie gaben ihre Depeschen in beiden Städten ab. Nicht so glücklich war Herr Nobecourt, der mit seinem Ballon und sämtlichen dreißig Tauben in der Gegend von Amiens Kriegsgefangen wurde, es auch fünf Monate lang blieb, und dessen Tauben zum Theil mit in deutsche Schläge gebracht worden sind. Dracon aber ist Derjenige, welcher durch den damals besten mikroskopischen Photographie-Apparat die Depeschen in zweckmäßiger Weise ausführte. Die Sache gefiel den Franzosen so sehr, daß sie dieselbe endlich systematischer anfangen, wie nicht minder die Deutschen bekanntlich in Berlin, Hannover, Köln, Straßburg und Metz Taubenstationen, oder wenn man will „Taubengarnisonen“ anlegten. Im Aklimatisationsgarten zu Paris will man jetzt achtausend bereits gepaarte Brieftauben stationiren und sich vermehren lassen. Sie sollen den Militärdienst bei der Landarmee schon jetzt verrichten, doch hat die äußerst schnell um sich greifende Flügelkrankheit, welche die Tauben im Frühlinge 1873 befiel, und Anderes, der Angelegenheit nicht wenig Eintrag gethan. Man sieht, die Taubenpost, die man seit Jahrhunderten betrieb, ist nicht mehr bloß Sport und wenn man allein Preise von 1500 Franken aufbringen will als Preise dafür, wer die Ursachen von der, und die Mittel gegen die Taubenflügelkrankheit erkundet, so steht die Angelegenheit ernster vor uns. Und so ist's. Bereits gewähren die belgischen Landesgesetze den Brieftauben ernstlich Schutz und wer überführt wird, daß er Brieftauben gefangen oder geschossen hat, erhält eine hohe Strafe zudiktirt.

Man hat neuerdings auch die Frage (wir möchten bald sagen die grausame Frage) angeregt, ob man nicht auch den Falken und Habichten, den gefährlichsten Gegnern der Taubenpost, vollends in coupirten Gegenden mehr Beachtung schenken müsse, um im Falle eines Krieges auch hier gewaffnet zu seyn.

Ebenso hat man alte Fehler corrigirt. Man weiß jetzt, daß

wenn ich z. B. eine Briefpost nach Berlin haben will, ich nicht von Berlin meine Tauben im verschlossenen Korbe bis München mitnehmen darf. Diese Entfernung ist zu groß, selbst für eine durchweg ebene Gegend; 30—40 Stunden sind nach Lenzen und anderer erfahrener und verdienter Taubenkenner Schätzung grade genug, und die Taube ist dann auch bei trübem Wetter zuverlässig. Hart erscheint es schon, bei Nacht diese Tour fliegen zu lassen, da der Weg zu anstrengend, die Gefahr durch Eulen zu groß und die Mangelhaftigkeit des Thierchens zu sehr gespannt wird. Da die Nacht-Touren nicht ganz außer aller Berechnung liegen dürfen, so mögen sie wenigstens auf kleinere Strecken eingestuft werden. Damit man sofort weiß, wenn eine Brieftaube auf ihrer Heimkehr in den Schlag einfällt, so sei hier nur noch erwähnt, daß man jetzt — vermittelst Federn oder auch Metallgabeln, die leise nachgeben — eine Klingel oder Hausschelle in Bewegung setzen lassen kann und zwar durch die Taube selbst, die man dann im Drahtvorbau einzeln abfängt, um ihr die Depeschen abzuhinden. Ruhe und reichliches Futter sind dem wackeren Thiere, welches dreißig Wegstunden in nur 2 bis 24 Stunden fliegt, wohl zu gönnen. Hierbei sei aber zugleich erwähnt, daß für Börsen, wie vollends für Kriegszwecke weniger die schnellen Flieger, als vielmehr die sicheren Flieger erwünscht sind, jene Tauben, die sich nicht verfliegen oder auf dem Felde irgend einer jungen Täubin nachfliegen; denn obwohl im Grunde die ganze Taubenpost auf dem überaus feinen Orts- und OrientirungsSinne des Thieres beruht, so influiren doch zugleich auch die ehelichen Neigungen sehr, und ein junger Taubert ist ein mindestens ebenso zuverlässiger Bote, als jener Junker, der sich in die Festsung einzuschleichen wußte, weil seine Braut darinnen wohnte.

Selbstverständlich kann man nicht jede Taube jeden Ort fliegen lassen, denn jedes dieser Thiere kennt zunächst seinen Ort in kleinen Zwischenstationen und Flugportionen angelehnten Weg nach dem heimatlichen Taubenboden. Wenn sie später noch einen andern Weg nach diesem Ziele lernen sollen, beirrt diese Vielheit von Ortseindrücken das nicht gerade geistig befähigte Thier, und der Taubenpfleger kann schließlich nur auf die Hälfte wirklich heimkehrender Thiere rechnen.

So ist es denn gekommen, daß namentlich in Folge der letzten gewaltigen Kriegserreignisse die Taube nicht mehr ausschließlich als Bild des holden Friedens dienen wird, ja daß sie vielmehr in ihrem, sich selbst unbewußten Werthe die Fackel des blutigen Haders zwischen entzweite Nationen werfen kann. Die Adler des Romulus, die Gänse des Kapitols, die Kraniche des Jbylus, die Raben Menrads, sie haben in den Tauben Ramponts geschichtliche Pendant erhalten.

### Charade.

Ist gar zu passend dir der Schuh,  
Dann wirft in erster Silbe du  
Darüber dich beschweren.  
Die Zweite dient zur Sicherheit;  
Der Wandersmann, als ein Geleit,  
Kann sie nicht leicht entbehren.  
Das Ganze ist ein tiefer Pfad,  
Der Wandungen in Felsen hat,  
Drum Viele, die ihn schauen,  
Erfasset Furcht und Grauen.

J. A. Lr.

### Logogryph.

Von Holz ist's, oder von Stein, und zwar ein Bestandtheil des Hauses;  
Nimmst ihm den dreifachen Kopf, wird auch gleich Wasser draus.

Auflösung der Räthsel in der vorigen Nummer:  
1) Dorf — Dorf. 2) Donau.

Von den Jahrgängen 1851, 1853, 1854, 1855, 1856, 1857, 1858, 1859, 1860, 1861, 1862, 1864, 1865, 1866, 1867, 1868, 1869 und 1872 des Unterhaltungsblattes erlassen wir den beschriebenen Jahrgang zu dem billigen Preis von 1 fl. und von den gemeinnützigen Blättern zu 12 kr. Die Bestellungen auf diese älteren Jahrgänge wollen direkt bei der Redaktion gemacht werden, worauf solche gegen Postnachnahme versendet werden.

Mediact, gedruckt und verlegt von W. H. Brandes.